

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 14 (1865)

Artikel: Karl August Friedrich Meisner, Professor in Bern : 1765 - 1825
Autor: Meisner, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Karl August Friedrich Meisner,

Professor in Bern.

1765 — 1825.

Biographische Skizze von **Dr. Fritz Meisner** in Basel.

Wenn es eine nicht ganz undankbare Aufgabe ist, auch das Leben solcher Menschen zu schildern, die nicht die hohen Gipfel des Ruhmes und irdischer Größe erstiegen, und die sich nicht mit den größeren Namen der Geschichte vergleichen lassen, deren Leben aber immerhin in verschiedenen Beziehungen für die vaterländische Geschichte Interesse bieten mag, oder in einer spezielleren Rücksicht, in irgend einem Fache der Wissenschaft oder der Kunst für eine gewisse Zeit einige Bedeutung erlangt hat, so mag es mir vergönnt sein, das Leben eines Mannes vorzuführen, der vor vielen Jahren in unserem Vaterlande in seiner bescheidenen Sphäre gewirkt hat und in den Herzen aller Derer, die ihn gekannt und überlebt haben, noch jetzt in dankbarem Andenken genannt wird.

Karl Friedrich August Meisner wurde am 6. Januar 1765 zu Ilfeld im damaligen Kurfürstenthum Hannover geboren. Sein Vater war Direktor des königlichen Pädagogiums zu Ilfeld. Mit inniger Verehrung spricht der Sohn von seinem Vater. „Ich kann,“ so spricht er in seiner Autobiographie, „dieses in jedem Betrachte verehrungswürdigen Mannes nicht anders als mit gerührtem Herzen und inniger Behmuth gedenken, der mir leider schon vor 10 Jahren durch den Tod (also 1788 †) entrisen worden ist. Bei einer weitläufigen, tiefen Gelehrsamkeit war er der rechtschaffenste, redlichste Mann, der liebevollste Gatte, der zärtlichste, beste, gütigste Vater und der theilnehmendste, thätigste Menschenfreund. Jedermann, der ihn gekannt hat, muß ihm dieses Zeugniß geben.“ „Meine Mutter,“ fährt er fort, „war eine gute, fromme, rechtschaffene Frau, die mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit an ihren Kindern hing.“

In seinem vierten Jahre wurde Meisner nebst seinem älteren Bruder Karl und drei Schwestern, von welchen die jüngste noch sehr klein war, der Aufsicht und Erziehung eines Hülfsllehrers übergeben. „Ich weiß nicht,“ schreibt Meisner, warum demselben vorzügliche Strenge empfohlen wurde, ich glaube aber, man hielt mich für einen kleinen Troß- und Starrkopf und wollte durch Strenge meinen Eigensinn brechen. Ein großes Glück für mich und für uns Alle war es, daß unser Erzieher, Thienemann, ein Mann von Kopf und Geschicklichkeit war, der besonders das Talent, mit Kindern gut umzugehen, in einem vorzüglichen Grade besaß. Er mußte bald einsehen, welches die rechte Art sei, mit mir umzugehen. Mein Troß und Starrsinn bestand eigentlich nur darin, daß ich durch Härte und Drohen, oder gar durch

Schläge zu nichts zu bewegen war. Hingegen durch ein gutes Wort, durch eine meinem Fassungsvermögen angemessene Vorstellung, ließ ich mich leiten und lenken wie man wollte.“ Diesen Weg schlug nun Herr Thienemann mit seinen Zöglingen ein, und er gewann dadurch deren ganze, herzliche Zuneigung. Der ältere Bruder, der gar zu gerne allerlei böshafte Streiche ausdachte und durch den jüngeren ausführen ließ, verstand dabei die Kunst, sich allemal, wenn Klagen einliefen, auf das Beste herauszuwickeln, und da er der Liebling der Eltern war, so geschah es, daß er als unschuldig aus dem Verhör entlassen wurde, das ganze Ungewitter aber auf den jüngeren sich entlud, was auch namentlich dadurch erfolgte, daß der letztere niemals ein Wort zu seiner Entschuldigung oder Rechtfertigung sagte und mithin als der Schuldgeständig betrachtet ward. „Das Gefühl meiner Unschuld — denn oft war ich ganz unschuldig — machte mich noch trotziger, und ich erinnere mich, daß ich einmal in diesem Gefühl, da man mich auf den Boden eingesperrt hatte, weil ich etwas bekennen sollte, was ich nicht gethan hatte und nicht wußte, zwei ganze Tage hungerte und fest entschlossen war, zu Tode zu hungern, wenn man fortführe, mich so ungerecht zu behandeln. Endlich kam meine Unschuld an den Tag und nun freute es mich, als ich an meiner Mutter bemerkte, daß es ihr leid that, mich so behandelt zu haben.“ Die Mutter nahm sich seit diesem Vorfalle mehr in Acht, und überließ die Untersuchung und das Strafamt in solchen Fällen dem Herr Thienemann.

Das Glück, einen so trefflichen Präzeptor zu besitzen, genossen die Kinder nicht lange. Nach zwei Jahren erhielt er eine Beförderung und verließ das Meisner'sche

Haus, aus dem ihm manche Thräne nachgeweint wurde. Dieser Verlust wurde nicht ersetzt. Herr Haun, der neue Erzieher, eines Dorfschulmeisters Sohn, glich dem früheren in keiner Weise; er war ohne Sitten, ohne Kenntnisse, einfältig, auf eine abgeschmackte Art bigott und von solcher Dummheit, daß sie von den Kindern sogar bemerkt wurde. Ich lasse hierüber das Tagebuch sprechen. „Wir mußten ihn oft auslachen, worüber er dann wie ein Rohrsperrling auf uns schimpfte und um sich schlug, wie ein Drescher. Er hielt sich ein Tagebuch, worin er alle Abende unsere Vergehen und Fehler eintrug, mit herzbrechenden Worten über unsere Unarten und Gottlosigkeit schmähte, und den lieben Gott bat, daß er doch unsere verstockten Herzen bessern möchte. Wir kamen sehr bald hinter dieses Tagebuch und es ärgerte uns nicht wenig, daraus zu sehen, daß er eine so gar üble Meinung von uns hatte. Unsere kleinsten Fehler fanden wir immer zu den größten Verbrechen gestempelt und der durchtriebensten Bosheit zugeschrieben, und das verdroß uns gewaltig. Daß wir wenig lernten, schrieb er unserer ungeheuern Dummheit zu und das verdroß uns noch mehr, denn wir glaubten, mit unserem Verstande noch so ziemlich zufrieden zu sein Ursache zu haben. Kurz das Tagebuch erbitterte uns gar sehr gegen den Herrn Haun. Hiezu kam noch, daß er ganz und gar nicht verstand, uns das Lernen angenehm zu machen, so angenehm es uns vorher unter dem Herrn Thienemann gewesen war. Wir kamen also nicht weit. Das Einzige, was ich ihm verdanke, ist, daß ich eine ziemlich gute Hand schreiben lernte und mich an eine gute Ordnung in meinen Sachen gewöhnte.“

Meisner's Vater sah auch bald ein, daß Herr Haun

mehr verderben, als gut machen würde, und suchte ihn auf eine gute Art los zu werden, was ihm auch gelang.

Seit dieser Zeit genoß Meisner bei einem Unterlehrer des Pädagogiums Privatunterricht, bis ihn Alter und Kenntnisse befähigten, selbst unter die Pädagogen aufgenommen zu werden, was in seinem zehnten Jahre geschah.

Dieser jetzt noch bestehenden und blühenden Anstalt wird in Meisner's Selbstbiographie mit lobender Anerkennung erwähnt. „Für eine Erziehungsanstalt kann es keine glücklicher gewählte Lage geben, als die von Jlfeld; auch habe ich noch keine Anstalt angetroffen, die so trefflich eingerichtet ist, junge Leute zu bilden. Zwischen dem strengen Mönchszwang anderer Klosterschulen und zwischen der zügellosen Freiheit, der die Jugend in den Städten überlassen ist, hat man hier die glücklichste Mittelstraße getroffen. Die Jlfeldischen Pädagogen haben Alles, was sie gebrauchen und genießen, dabei eine anständige Freiheit, welche nie in zügellose Frechheit ausarten kann, weil sie bei dieser Freiheit doch immer unter gehöriger Aufsicht stehen, und selbst da, wo sie es am wenigsten glauben, dennoch bemerkt werden. Sie leben mit ihren Lehrern in genauer und steter Verbindung, wohnen mit ihnen in einem Hause, speisen mit ihnen an der nämlichen Tafel, besuchen sie auf ihren Zimmern und werden von ihnen besucht, und das ganze Verhältniß zwischen den Lehrern und Schülern ist wie das vom Freunde zum Freunde. Seit vielen Jahren hat diese Anstalt das Glück gehabt, unter der besonderen Aufsicht eines Mannes zu stehen, der in ganz Deutschland als einer der gelehrtesten und besonders im Schulwesen erfahrensten Männer berühmt ist; dieß ist der Hofrath und Professor

Heyne in Göttingen. Diesem trefflichen Manne hat Zsfeld seine Einrichtung zu danken, durch ihn ist es immer mit den geschicktesten Lehrern versehen und ein liberaler Ton im Unterricht und Umgang der Lehrer mit den Schülern eingeführt worden. Es fehlte keine Gelegenheit für junge Leute, in Zsfeld etwas Rechtes und Gründliches zu lernen und sich zur Universität gehörig vorzubereiten . . . Auch fehlt es trotz der einsamen, von der übrigen Welt fast ganz abgeschnittenen Lage des Ortes nicht an Gelegenheit, junge Leute im geselligen Umgang zu bilden und ihre Sitten zu schleifen. Das amtmännische Haus und die Familien der Lehrer nehmen jeden gutgesinnten, durch Fleiß und gute Aufführung sich empfehlenden jungen Menschen gerne in ihre Circle auf, und bemühen sich wechselseitig, ihm Aufmunterung, Freude und Unterhaltung zu verschaffen . . . Die jungen Leute wurden damals in Gesellschaften nicht als Schüler behandelt, sondern sie genossen dieselbe Achtung und Aufmerksamkeit, die jeder Andere von der Gesellschaft erwarten durfte. Nicht allein in den Zsfeldischen Circeln, sondern auch zu auswärtigen Gesellschaften, Landparthieen, Bällen an benachbarten Orten, wurden die gesittetsten eingeladen, und es war eigene Schuld, wenn sich Einer von dergleichen Vergnügungen mußte ausgeschlossen sehen.“

Diese Zeit seines Aufenthaltes im Zsfelder-Pädagogium scheint auf Meißner's ganzes Wesen, auf seine Gemüthsrichtung, seinen Charakter den glücklichsten Einfluß ausgeübt zu haben, und aus der Vorliebe, der Ausführlichkeit und Freude, mit der er von dieser Periode spricht, aus den Lieblingsbeschäftigungen, denen er sich zu widmen begann und der Begeisterung, mit welcher er noch nach so vielen Jahren von den Naturschönheiten

und Reizen seiner Heimath spricht, läßt sich schließen, wie diese ersten Jugendeindrücke auf seine späteren Jahre bestimmend gewirkt haben. Seine große Liebe zur Natur, seine hohe Freude an ihren Schönheiten im Großen wie im Kleinen, die ja die Richtung seiner wissenschaftlichen Studien bestimmt und ihn auch so innig an das Schweizerland gefesselt hat, und ebenso seine wahre Begeisterung für die Musik haben sicher während dieser Zeit in ihm so tief Wurzel gefaßt.

Mit unermüdetem Eifer ergab er sich dem Studium und erwarb sich dadurch die Liebe und den Beifall seiner Lehrer. Nur bei einem, dem Conrektor Päck, scheint ihm dieser Erfolg nicht gelungen zu sein. Dieser Mann konnte einmal die beiden Meisner nicht leiden — aus welchem Grunde ist ihnen stets unbekannt geblieben — und ließ sie seinen Haß bei jeder Gelegenheit empfinden. Vergeblich war die Mühe, die sie sich gaben, dessen Beifall zu erwerben, er war nie zufrieden. Das machte Meisner endlich verdrießlich und brachte ihn dahin, daß ihm gleichgültig wurde, ob Päck ihn tadelte oder nicht. Freilich änderte sich in der Folge dieses Verhältniß.

Da der eilfjährige Knabe außer Ilfeld noch wenig (1776) oder nichts von der übrigen Welt gesehen hatte, als das drei Stunden entfernte Dorf Walkenried, wo seine Großeltern mütterlicher Seits wohnten, bereitete ihm sein Vater ein großes Vergnügen, als er ihn auf eine Reise nach Gotha mitnahm, wohin ihn Erbschaftsangelegenheiten riefen. Namentlich machte das Theater, wo Eckhof, „der deutsche Garrick,“ und der Orchesterdirigent und Componist Georg Benda wirkten, einen großen Eindruck auf den lern- und schaulustigen Knaben. Eckhofs Spiel in Diderot's Hausvater scheint besonders ausge-

zeichnet gewesen zu sein. Das Theater, das Orchester und die Kammermusik, die er bei Hofe zu hören bekam, bezauberten Meißner's junge Phantasie so sehr, daß er noch lange Jahre nachher mit Entzücken von seinem vierzehntägigen Aufenthalte in Gotha sprach und ihm namentlich seine Liebe zur Musik zuschrieb.

Uebrigens trugen auch die Verhältnisse im Waterhause viel dazu bei, daß des Knaben Gemüth, sein Gefühlleben erwachte und überhaupt sein ganzes Wesen sich harmonisch entwickelte. In dem Umgange mit seinen Schwestern und deren Freundinnen schliff sich sein, wie er selbst sagt, störrischer und troziger Charakter ab, er suchte ihre Achtung und ihr Zutrauen zu gewinnen, empfand Widerwillen gegen die losen Streiche und etwaigen Rohheiten seiner Mitschüler, und wurde so der liebenswürdigste Bruder. Da sich die Schwestern gerne mit Lesen unterhielten, wurde seine Aufmerksamkeit auf diese Beschäftigung gelenkt, und mit ungetheilter Freude gab er sich derselben hin. Durch Siegwart's Klostergeschichte und ähnliche Romane, die ihm unter die Hände geriethen, fand sein poetischer Sinn reichliche Nahrung, ohne daß er jedoch auf die Abwege gerieth, wohin die krankhafte Empfinderei nur zu leicht führen kann.

„So schädlich,“ sagt Meißner, „für junge Leute eine solche Lektüre überhaupt nothwendig sein muß, so darf ich doch nicht verschweigen, daß sie auf einer Seite vortheilhaft auf mich einwirkte. Ich bekam dadurch einen Widerwillen gegen die Brutalitäten und wilden Streiche meiner Commilitonen und suchte und fand mein Vergnügen nur an anständigen, erlaubten Dingen, vornämlich aber an den sanften Freuden der Musik, zu welcher ich jetzt neue Aufmunterung erhielt.“

Unterdessen hatte der junge Pädagogist seine Zeit in Ansehung der Schulstudien gut angewendet und sich durch Fleiß und Fortschritte in allen Wissenschaften zu der obersten Stelle unter den Pädagogisten hinaufgearbeitet. Sein Bruder, der sie vor ihm bekleidet hatte, war aus der Anstalt ausgetreten, um seinem Vater in seiner Amtsthätigkeit beizustehen. Diese Stelle des Primus war damals mit gewissen Vorrechten verbunden. Die Lehrer setzten ein besonderes Vertrauen auf denselben und forderten ihn bei vorgefallenen Unordnungen, die er verhüten sollte, zur Rechenschaft und Verantwortung auf. Er hatte eine Kasse, aus welcher hauptsächlich die Unkosten gewisser zum Vergnügen der Pädagogisten bestimmten Anstalten bestritten wurden, und von der Verwaltung dieser Kasse mußte er vierteljährlich dem Direktor Rechenschaft ablegen. Ferner war der Primus Repräsentant der ganzen Anstalt; bei den öffentlichen Konzerten, Bällen und andern solchen Gelegenheiten war er der Wirth und machte die Honneurs. Dieses Amt wurde nun Meisnern übergeben, der es anderthalb Jahre mit vorzüglichem Erfolge bekleidete. Da er den lobenswerthen Ehrgeiz hatte, ein gutes Andenken in den Annalen des Jfeldischen Pädagogiums zu hinterlassen, errichtete er mit den sechs obersten Pädagogisten, unter denen besonders zwei Jünglinge von gutem Herzen und vielen Talenten, Matthiä und Ludowieg, durch die Bande der innigsten Freundschaft mit ihm verbunden waren, einen feierlichen Bund zur Aufrechthaltung der Ordnung und guter Sitten unter den Schülern. Sie gelobten sich, in allen guten Dingen ihren Kameraden mit gutem Beispiele voranzugehen, sie dadurch zur Nachahmung anzuspornen, und sie gaben sich brüderlich die Hand darauf,

alle Unarten, Bosse und Unordnungen aus der Gesellschaft, deren Mitglieder sie waren, zu verbannen. Sie ließen es in der That nicht beim bloßen Vorsatz bewenden, sondern legten allen Ernstes Hand an's Werk. Sie hielten strenges Hausregiment. Wo Bitten, sanfte Vorstellungen und Warnungen nichts ausrichteten, da schlugen sie mit dem Schwerte drein (sic) — und in kurzer Zeit erreichten sie ihren Zweck. Kein Lärm, kein Toben wurde mehr gehört, kein frecher Muthwille mehr ausgeübt; vor ihnen hatte Alles Respekt. Am Ende seines Primates hatte Meisner das Vergnügen zu hören, daß in der ganzen Zeit kein Einziger ein solches Vergehen begangen hätte, wodurch er sich eine Strafe von den Lehrern zugezogen hätte. Durch ihr gutes Betragen, ihr Bestreben, Ordnung, Fleiß und gute Sitten zu befördern, hatten sich Meisner und seine Bundesgenossen vollends bei ihren Lehrern und allen vernünftigen Leuten in und um Jlsfeld die höchste Achtung erworben. Selbst der obenerwähnte, Meisnern nicht grüne Conrektor Bäck, konnte jetzt nicht umhin, ihm mit Achtung und Liebe zu begegnen; war ihm doch und den andern Lehrern andert- halb Jahre lang alle Gelegenheit sich zu ärgern und jeder Anlaß zu Verdruß benommen worden. „Was mich betrifft,“ sagt Meisner von dieser Zeit, „so muß ich gestehen, daß sie eine der glücklichsten Perioden meines ganzen Lebens gewesen ist, wenigstens habe ich in keiner andern so reinen, ungetrübten Lebensgenuß gehabt.“

Die übrigen Pflichten seines Primusamtes erfüllte er mit nicht geringerem Ruhme. Er verschönerte die Spielplätze und Promenaden, und wachte darüber, daß seine Verschönerungen und Anlagen nicht beschädigt wurden. Den Konzerten und Bällen verschaffte er mehr Glanz

und bereitete durch seine Veranstaltungen allen Theilnehmern ein größeres Vergnügen. Noch in späterer Zeit hatte Meißner die Befriedigung, zu sehen, daß er in ganz Ilfeld in gutem Andenken geblieben war.

Es konnte nicht fehlen, daß in einer so wohleingerichteten Anstalt, bei so trefflichen Lehrern, und dem guten Geiste, der unter den Schülern herrschte, der angehende Jüngling in seinem ganzen Wesen einen Ernst und ein gesehtes Wesen annahm, die sonst gewöhnlich nur in späteren Jahren erworben werden. So geschah es, daß er mit dem zurückgelegten sechszehnten Jahre von seinen Lehrern einstimmig das Zeugniß erhielt, daß er fähig sei, mit Ruhm die Universität zu beziehen, und man ihm somit die Festigkeit zutraute, den Versuchungen zu widerstehen, denen man auf den Hochschulen ausgesetzt ist.

Da auch sein Vater wünschte, ihn noch bei seinen Lebzeiten versorgt zu sehen, so glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen und entschloß sich, beide Söhne selbst nach Göttingen zu bringen, um sie dort bei den Professoren, deren er viele persönlich kannte, desto nachdrücklicher zu empfehlen.

Freilich wurde dem gemüthvollen Jünglinge der Abschied von der lieben Heimath, vom Vaterhause, von Freunden und Lehrern nicht leicht, obschon er sich mit Sehnsucht auf den Zeitpunkt, der jetzt erschienen war, gefreut hatte. Doch lebten in ihm während der Reise die Hoffnungen wieder auf, die er sich in seiner poetischen Phantasie vom akademischen Leben gemacht hatte, und da er mehrere seiner Ilfeldischen Commilitonen wiederfinden sollte, die ihm nach Göttingen vorangegangen waren, langte er in ruhigerer Stimmung und vergnügt in der alma mater an.

Seine Eindrücke während der ersten Zeit (1782) waren verschiedenartig und es scheint fast, als ob die hohen Erwartungen, welche er sich von Professoren, Studenten und dem ganzen akademischen Wesen gemacht hatte, ziemlich niedergedrückt wurden. Seine Schilderung dieser ersten Eindrücke ist so drollig, daß ich nicht umhin kann, dieselben hier anzuführen: „ . . . ich muß gestehen, daß es mir wehe that, in so manchen Fällen von meinen hohen Erwartungen so viel nachlassen zu müssen. Vorzüglich war dieß der Fall in Ansehung der Professoren, mit welchen ich Gott weiß! was für einen abenteuerlichen Begriff von Größe, Würde und Hoheit verbunden hatte. Diesem Begriffe entsprach auch nicht Einer unter ihnen, und bei den Meisten konnte ich mich nicht genug wundern, wie es möglich sei, daß man so abgeschmackten, lächerlichen Menschen einen so ausgebreiteten Ruhm hatte beilegen können. Einer war so grob, so ungesittet und ungeschliffen als ein Sandbauer, ein Anderer konnte vor lauter Gelehrsamkeit kein Wörtchen hervorbringen, und war mit uns und mit sich selbst in einer solchen Angst und Verlegenheit, daß ihm die Conversation, wozu ihn unser Besuch nöthigte, den Angstschweiß in großen Perlen auspreßte. Ein Dritter war so leicht und windig auf den Beinen, daß man den ersten petit-maitre zu sehen glaubte, und ein Vierter hatte seine Muttersprache bei seinem Corpus juris so sehr vergessen, daß nur höchstens unter sechs Worten, die er sprach, ein einziges deutsches war, das übrige war Latein . . . Von allen Professoren (ich nehme zwei oder drei aus, die wie andere Menschen waren), denen uns unser Vater vorstellte, waren mir keine auffallender als die Gebrüder Beckmann. Diese beiden Brüder wohnten bei einander in einem Hause und auf

einem Zimmer in der beispiellosesten Eintracht. In allen Stücken richtete sich Einer durchaus nach dem Andern, Keiner that, redete und dachte etwas, das der Andere nicht auch that, redete und dachte. Ihre Kleidung war vom Kopf bis zum Fuße vollkommen uniform. Gang, Sprache, Manieren, kurz Alles vollkommen bei Beiden das Nämliche. War der Eine krank, gleich befand sich der Andere auch nicht wohl; las der Eine ein Collegium, so mußte der Andere auch lesen, und hatte er keine Zuhörer, so las er sein Collegium den leeren Bänken und Tischen; lesen mußte er, weil der Bruder las. Auch herrschte eine völlige Gemeinschaft der Güter unter ihnen . . . Mein Vater ließ sich durch einen Lohnbedienten mit uns bei ihnen melden. Wie ein Pfeil kam der Älteste drei Treppen hoch heruntergeschossen, um uns an der Hausthüre zu empfangen. Mit einem unaufhaltsamen Strome von Complimenten begleitete er uns hinauf bis an die Thüre des Zimmers, die, sowie wir auf der letzten Stufe der Treppe standen, a tempo aufflog und nun schoß plötzlich der andere Bruder uns entgegen, und die nämlichen Complimente, sogar in den nämlichen Worten, womit uns der Andere unten empfangen hatte, strömten uns zum zweiten Male entgegen. Der Ältere war jetzt ganz stille und ließ seinen Bruder gewähren, bis die Reihe wieder an ihm war. Wir konnten schlechterdings nicht zu Worte kommen, sie sprachen immer fort, bis wir endlich zum Sitzen kamen. Man denke sich ein paar kleine, zusammengedrückte Figuren, in blauen Ueberrocken, die mit schmalen goldenen Tressen eingefast sind, die Haare schön frisiert, hinten in einen Haarbeutel gebunden, der den ganzen Rücken bedeckt und aus welchem auf beiden Seiten ein schwarzseidenes, gewässertes Band

herumläuft und sich vorn auf der Brust in der Weste verliert, die Hände bis an die äußersten Fingerspitzen in mächtige gestickte Manschetten versteckt, und zu diesem Anzuge ein paar alte, runzlichte Gesichter mit weißen Augenbraunen, langen Nasen und breiten Mäulern — so hat man das Bild der Gebrüder Beckmann, wie sie damals vor mir standen . . . Sie sprachen wechselsweise immer fort, so daß der Eine immer die letzten Worte des Andern wiederholte und auffing, und dabei schrieen sie so gewaltig, als wenn sie meinten, daß wir nicht wohl hörten. Sie nannten uns und unsern Vater nicht anders als: meine charmanten Kinderchen, meine lieben Engelkinderchen, Püppchen, Zuckerschätzchen u. s. w. Nachdem wir eine Stunde ungefähr in diesem Tone waren unterhalten worden, brachen wir auf. Nun ging das Complimentieren von Neuem an, nur mit dem Unterschied, daß der ältere Bruder, der uns vorhin bei der Hausthüre empfangen hatte, jetzt nur bis an die Treppe begleitete, der jüngere uns aber nun völlig zum Hause hinaus complimentierte. Auf diese Art hielten sie es mit jedem Besuch . . ."

Nach der Abreise des Vaters begannen nun die beiden Studenten ihre neue Laufbahn mit Ernst und Fleiß, und da sie in dem anständigen und stillen Hause eines hannöver'schen Amtmannes wohnten, lebten sie zurückgezogen, besuchten ihre Collegien treulich und arbeiteten rüstig zu Hause. Diese häusliche Zurückgezogenheit wurde nur einmal durch einen mit Kameraden nach Kassel unternommenen Ausflug unterbrochen, der freilich auf kurze Zeit eine allzugroße Freude an den studentischen Zerstreungen zur Folge hatte, aus dem sich aber doch bald der junge Mann nicht nur durch die väterlichen

Ermahnungen, sondern auch durch seine eigene sittliche Kraft sich emporraffte.

Nachdem er am Schlusse des zweiten Semesters einen kurzen Besuch in Ilfeld gemacht hatte, setzte er seine Studien in Göttingen wieder fort, wo er unter dessen Mitglied des philologischen Seminars geworden war, welches unter der ausgezeichneten und strengen Leitung Heyne's jeden zu fleißiger Arbeit anspornte. Zugleich hatte er sich einem kleinen literarischen Circle angeschlossen, in welchem Aufsätze, Abhandlungen, Gedichte vorgelesen, rezensirt und kritisirt wurden, und der nicht nur Vergnügen, sondern auch Nutzen brachte, indem die Mitglieder gegenseitig geistig angeregt wurden. Es befand sich unter denselben Leonh. Wächter aus Hamburg, der später unter dem angenommenen Namen *Zeit Weber* durch seine „Sagen der Vorzeit“ einen so allgemeinen Beifall und Ruf erworben hat und dessen schönste Novellen, wie „Männerschwur und Weibertreue,“ „der Harfner,“ „der graue Bruder“ u. a. diesem Circle ihre Entstehung verdanken. Meisner beurtheilte seine eigenen Leistungen so strenge, daß er sie sämmtlich dem Feuer übergab; die Mehrzahl waren dramatisch, welche Vorliebe seinem Geschmacke für das Theater zuzuschreiben ist.

Später hat er noch einmal ein Schauspiel bearbeitet, wie es sein Tagebuch vom 27. Oktober bezeugt, wo er einen sehr umständlichen Plan davon entwarf. „Ich habe,“ sagte er, „hier mitunter an einem neuen Schauspieler gearbeitet, welches ich auch gewiß bald vollendet haben würde, wenn wir diesen Winter eine Schauspielergesellschaft bekommen hätten, der ich es zur Vorstellung hätte geben können. Da aber nun, wie ich höre, diese Hoffnung

nicht erfüllt werden wird, so ist mir diese Arbeit schon verleidet und der Himmel weiß, wann und ob sie nun vollendet wird.“ So viel aus dem Plane ersichtlich ist, ist dasselbe nicht ohne Aehnlichkeit mit Schiller's Kabale und Liebe.

Auch existirt noch von ihm ein gedrucktes Lustspiel nach Zffland's Manier.

Die Vorlesungen, die er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Göttingen anhörte, waren namentlich philologische, historische und naturwissenschaftliche, Heyne, Rästner, Fiorillo, Lichtenberg und Blumenbach seine Lehrer; weit entfernt, sich rücksichtslos einem Brodstudium zu ergeben, suchte er sich vielmehr im großen, allgemeinen Gebiete der Wissenschaften bekannt zu machen und sich allseitig auszubilden. Leider warf ihn im vierten Semester ein so heftiges Nervenfieber Monate lang auf das Lager, daß er von den Aerzten aufgegeben wurde und nach der glücklich wieder eingetretenen Besserung so schwach und elend sich fühlte, daß ihn sein Vater von Göttingen abholen mußte, um durch Veränderung der Luft und Zerstreuungen seine Genesung zu befördern. Diese Krankheit hatte aber auch seine Nerven so angegriffen, daß er in einen bedenklichen melancholischen Zustand verfiel, aus dem ihn nur die liebevolle Pflege seiner Freunde und die unermüdete Sorgfalt des vortrefflichen Arztes Möltge zu ziehen vermochten, so daß er nach und nach wieder an seine Studien denken konnte, die er denn auch wieder fleißig in Jlfeld selbst für sich zwei Jahre lang fortsetzte. Auch den gesellschaftlichen Freuden, welche er früher so gerne gesucht, gab er sich um so lieber hin, als die Lehrerschaft in Jlfeld höchst gebildete, anregende Männer und Frauen aufzuweisen hatte, und öfters auch berühmte

Gäste sich in den Gesellschaften auf Besuch einfanden. So erwähnt Meißner namentlich seine Bekanntschaft mit Göckingf.

„Einer sehr interessanten Bekanntschaft, die ich während meines Aufenthaltes in Zlfeld machte, muß ich noch erwähnen: dieß ist der berühmte Dichter Göckingf, der jetzt (1798) Finanzrath in Berlin ist, damals aber noch Kanzleidirektor in Ellrich war, welches nur zwei kleine Stunden von Zlfeld entfernt liegt. Göckingf kam damals sehr oft nach Zlfeld in unser Haus und wir besuchten ihn fleißig in seinem neuen Hause, wo er mit seiner Familie ein einsames, aber höchst glückliches Leben führte. . . . Man kann sich keinen interessanteren Menschen denken, als Göckingf. Sobald man ihn nur sieht, muß man ihm schon gut sein, und je genauer man ihn kennen lernt, und je mehr man das Glück hat ihm zu gefallen, desto mehr gewinnt er. Ich habe Niemanden gefunden, der die Gabe zu unterhalten und besonders angenehm zu erzählen, in einem so hohen Grade besessen hätte, als er. Man hätte ihm Tage lang zuhören mögen. Dem alltäglichsten Märchen, das man vielleicht tausendmal gehört hatte, wußte er einen Reiz, ein Interesse zu geben, daß es unbegreiflich war, und immer war er neu und unerschöpflich. In der Gesellschaft dieses herrlichen Mannes habe ich viele vergnügte und schöne Stunden verlebt, die mir ewig unvergeßlich sein werden, und ich bin stolz darauf, daß er besonders auf mich sehr viel hielt, was er mir dadurch bewies, daß er mich sehr oft zu sich einlud und an seinen häuslichen Freuden Theil nehmen ließ.“

Meißners Vater hatte sich indessen umgesehen, seinem Sohne eine Hofmeisterstelle zu verschaffen, und seine

Bemühungen waren nicht ohne Erfolg geblieben. Zwei sehr annehmbare Vorschläge, der eine nach Gotha, der andere nach Hamburg, hatte er wegen gewisser Nebenumstände ausgeschlagen; einen dritten aber, den er am Ende des Sommers 1786 empfing, ging er der vorzüglichen und mit seinen Wünschen übereinstimmenden Bedingungen halber sogleich ein. Er sollte nämlich einen jungen Grafen von Einsiedel und dessen Vetter, einen Herrn von Miltritz, erst ein Jahr nach Wittenberg und dann noch ein paar Jahre nach Göttingen auf die Universität begleiten, mit einem jährlichen Gehalte von 200 Reichsthalern bei völlig freier Station und der Aussicht, nach vollbrachter akademischer Laufbahn eine ansehnliche Pension oder eine Anstellung zu erhalten. Diese Sache zerfiel aber, und zwar glücklicherweise; denn bei dem einseitigen und bigotten Wesen des alten Grafen, der ein eifriger Herrnhuter war und dem unbändigen und zügellosen Charakter der beiden sehr ausschweifenden jungen Herren hätte der angehende Präzeptor oder Hofmeister allem Anscheine nach keine guten Tage gehabt. Als er nämlich nach Barby bei Magdeburg kam, um sich dem Grafen vorzustellen, erfuhr er von den Leuten die schlimmsten Aussagen über die jungen Herren, und als er endlich bei dem Grafen eintrat, erklärte ihm dieser, er habe bereits einen andern Herrn engagirt, der ihm die sichersten Garantien gebe, weil er auch Herrnhuter sei. Meißner wurde mit vielen Entschuldigungen und einer Reiseentschädigung von 100 Rthln. gnädigst entlassen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so erhielt Meißner neue Anträge nach Bremen, die ihm annehmbar schienen und wohin er im Anfange Octobers abreiste.

Das Haus, in das er kam, mußte ihm nach dem gemüthlichen Familienleben in Zlfeld bald zuwider werden. Es herrschte darin nichts als Widerspruch, Widerspruch in den Charakteren, Meinungen und Handlungen. Der Prinzipal, der Oberamtmann und Intendant von Dankwehét, war ein alter Mann von mürrischem, eigensinnigem Wesen, voller Vorurtheile, eingebildet auf seine Weisheit, eingenommen für alles Alte und Hergebrachte, heftig dazu und jähzornig; dabei warf er immer mit religiösen und philosophischen Phrasen um sich, ohne daß er sie jedoch für sein Leben und seine Handlungen wirken ließ. Seine Frau Gemahlin war ein charakterloses, leichtsinniges, kokettes und verschwenderisches Weib, obschon längst über die Jugend hinaus. Die Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, waren an Kopf und Herzen verschroben und machten schon dadurch ihrem Präzeptor große Mühe, die aber die Großeltern durch ihre verrückten Einsprachen noch erhöhten. Mit dem Unterrichte ging es noch ziemlich gut, weil Meisner mit dem größten Takte und unterschiedenem pädagogischem Sinn und Talent verfuhr, aber mit der Erziehung wollte es nicht gedeihen, weil die Großmutter Alles verdarb. So wurde Meisnern in diesem Hause das Leben recht sauer; Freunde hatte er in Bremen keine, die Gesellschaften des oberamtännischen Hauses mied er, und mit der Musik konnte er sich auch nicht die Schwermuth vertreiben, weil er kein Instrument hatte. Im Unmuthe über seine trostlose Lage wäre er wieder nach Zlfeld gefehrt, wenn ihn nicht sein Vater zum Ausharren ermutigt hätte.

Und in der That trat unerwartet schnell Hülfe ein. Wie er eines Tages traurig durch die Straßen der Stadt schlenderte, fühlte er sich plötzlich bei der Hand ergriffen

und beim Namen genannt; es war einer seiner Göttin= gischen Studiengenossen, ein Dr. Schütte, ein eifriger, enthusiastischer Liebhaber der Musik, welcher in Bremen eine Liebhaberkonzertgesellschaft gegründet hatte und so= gleich Meisnern einlud, an derselben Theil zu nehmen, er würde durch sein vorzügliches Spiel eine besondere Zierde seiner Konzerte werden.

Meisner's Liebe zur Musik hatte sich schon, wie oben erwähnt, in seiner Kinderzeit gezeigt. In der Kinderstube, wenn er mit seinen Geschwistern spielte, wurde auf irgend eine Weise Musik gemacht. Wenn auf dem Pädagogium Konzert oder Ball war, war er ganz Ohr und voller Glückseligkeit im Zuhören. Seine größte Freude war auch, wenn ihm die Musikanten eine Bass= geige in die Hand gaben und er unermüdet bis in die Mitternacht hinein mitspielen durfte, daß ihm die Man= schetten in Fegen um die Finger hingen. Und die ersten Schläge, die er von Herrn Thienemann bekam, zog er sich dadurch zu, daß er trotz dessen Verbot in eine Musik= probe gegangen war. Als er dann etwas größer gewor= den, einige Zeit vor seinem Eintritt in's Pädagogium, gab ihm sein Vater die Erlaubniß, Musikunterricht zu nehmen. Aus eigenem Geschmacke erlernte er die Bass= geige und brachte es bald so weit, daß er nach vier Wochen in den kleinen Konzerten des Pädagogiums mit= wirken konnte, und sein Lehrmeister ihm nach einem Vierteljahre erklärte, daß er ihn nichts mehr lehren könnte. Später hatte er dann als Pädagogist sich mit großem Fleiße seinem Instrumente gewidmet, da ihm die Gelegenheit geboten war, sich mit tüchtigen Musikern zu üben und zu vervollkommen. So sollte ihn nun auch jetzt die holde Muse, deren begeisterter Jünger er stets

blieb, seine Liebe zu ihr mit reicher Gnade belohnen, indem sie sein auf so traurige Weise begonnenes Leben in Bremen zu einem höchst angenehmen machte.

Gleich folgendes Tages holte ihn Dr. Schütte in das Concert ab. Er fand daselbst eine auserlesene Gesellschaft, welche zwar nicht zahlreich, aber voll wahren Eifers für die Sache war, und nur musikalisch gebildete oder wenigstens Musik liebende Mitglieder zählte. Meisner wurde auf das zuvorkommendste empfangen, und da er gleich in einem Streichquartette die ihm angebotene Violoncellparthie mit Beifall ausführte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und von dem Tage an wurde er der gerne gesehene Gast in den besten und gebildetsten Familien der Stadt. Da vergaß er die Beschwerlichkeiten seiner Berufsgeschäfte und sammelte Geduld, Muth und Kräfte, sie männlich zu ertragen.

Da traf ihn aber am Ende des Jahres 1788 wie ein Donnerschlag die ganz unerwartete Nachricht von dem Tode seines Vaters. Der Verlust dieses ausgezeichneten Mannes, der als Direktor des Pädagogiums zu Jlsfeld einen verdienten Namen in ganz Deutschland hatte, von Freunden und Gelehrten hoch geschätzt war, und dessen reiche Kenntnisse und Welterfahrung gerade damals dem erst in das Leben tretenden Sohne so kostbar und unentbehrlich hätten sein können, ergriff mit dem tiefsten Schmerze den Sohn, der den Verstorbenen mit ungetheiltester Liebe verehrt und seine klugen Rathschläge mit kindlichem Gehorsam stets befolgt hatte.

Um der Erzählung der darauf folgenden Ereignisse ihre Eigenthümlichkeit nicht zu benehmen, lasse ich Meisner's eigene Worte folgen.

„Mein Vater war kaum ein Vierteljahr todt, als

ich eine Unbesonnenheit beging, die ich gewiß nicht begangen haben würde, wenn ich ihn noch gehabt hätte, und die der Grund von der mißlichen Lage wurde, in die ich nach und nach gerieth. Mein Vater hatte mir schon mehrmals den Entschluß, das Haus, worin ich war, zu verlassen, wieder aus der Seele geredet; jetzt aber, nachdem ich dritthalb Jahre ausgehalten hatte und meine Geduld auf alle mögliche Weise geprüft worden war, hielt mich nichts mehr zurück, meinen Abschied zu fordern. Eine gewisse, freilich sehr unsichere Aussicht wegen meines künftigen Fortkommens, die ich mir aber schon als ganz unfehlbar dachte, trieb mich zu diesem sehr voreiligen Schritte. Es wohnte in der Nähe von Bremen eine gewisse Frau von Dmpteda, die bei der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark Oberhofmeisterin gewesen war. Diese Dame, eine sehr gescheidte, gelehrte und bei vielen Sonderbarkeiten doch herzensgute Frau, kam oft nach Bremen und logirte in unserem Hause. Ich hatte das Glück, Gnade vor ihren Augen zu finden, und einige Geschäfte, die ich für sie zu ihrer großen Zufriedenheit vollbracht hatte, erwarben mir ihr ganzes Vertrauen. Die gute Frau hatte eigentlich zwei schwache Seiten — ihre einzige Tochter, die an einen gewissen Freiherrn verheirathet war, und ihr seliger Mann, der wenigstens schon 20 Jahre todt war. Mit diesen beiden Personen waren ihre Gedanken fast ausschließlich beschäftigt. Einmal kam sie, wie gewöhnlich, ganz unerwartet wie eine Bombe in unser Haus geflogen und bat den Oberamtmanu inständig, mir zu vergönnen, einige Zeit bei ihr auf ihrem Gute zubringen zu dürfen, weil sie ein sehr wichtiges Geschäft vorhätte, in welchem sie sich von mir allein die besten Dienste verspräche. Der

Oberamtmann konnte ihr diese Bitte nicht abschlagen und ich fuhr also in Gesellschaft meines Zöglings mit ihr hinaus. Ich war sehr neugierig, das wichtige Geschäft zu erfahren, worin ich ihr helfen sollte, und sie ließ mich darüber nicht lange in Ungewißheit. Wir waren kaum zu Ruzhorn, ihrem Gute, angekommen, als sie mich in ihr Zimmer führte und mir eröffnete, daß sie sich entschlossen habe, ihrem seligen in Gott ruhenden Eheherrn ein Denkmal in altdeutschem Style zu errichten, wobei ich ihr mit Rath und That an die Hand gehen sollte. Ich hatte Mühe, über diesen Einfall, der doch in der That, nachdem der selige Herr schon 20 Jahre todt war, ein wenig spät kam, das Lachen zu verbeißen — und versprach ihr meine besten Dienste. Sie legte mir zugleich einige Inschriften in Lapidarstyl zur Beurtheilung vor . . . Hätte das Werk noch an dem nämlichen Tage können angefangen und beendigt werden, so wäre es allerdings wohl zu Stande gekommen; aber es kam noch an diesem Abende ein Brief von ihrer Tochter an, der auf einmal das Andenken an den seligen Mann aus ihrer Seele verdrängte, und in den ganzen drei Wochen, die ich in der Erwartung, daß wir unser Werk anfangen würden, bei ihr zubrachte, nicht wieder auskommen ließ. Indessen wußte sie meine Dienste nun für ihre Tochter zu gebrauchen . . . Es entstand nun über die Frage, wo diese Tochter ihrer bevorstehenden Niederkunft entgegensehen sollte, ein ununterbrochener Briefwechsel . . . Den ganzen Tag diktirte sie mir Briefe, und einige Male mußte ich des Nachts um 2 Uhr aus dem Bette, um ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Ich that Alles unverdrossen und erwarb mir dadurch ihr unbegrenztes Vertrauen. Ich hatte übrigens bei diesem Geschäfte für meinen Geist

Unterhaltung genug; die Frau von Dmpteda war eine sehr geistreiche Frau, bei der man Langeweile nicht haben konnte . . . Die gute Frau hatte gerade damals mit ihren Domestiken einen heftigen Strauß gehabt und sie alle fortgejagt, bis auf eine dumme Viehmagd und einen alten tauben Hausknecht. Dieß hatte sie genöthigt, vielleicht zum ersten Male, selbst in die Küche zu gehen und selbst zu kochen . . . Sie trat also mit dem niedersächsischen Kochbuche in der Hand an den Heerd und rührte etwas zusammen, wie es darin vorgeschrieben stand. Während aber die Speisen anfangen zu kochen, fiel ihr etwas ein, was sie ihrer Tochter zu sagen vergessen hatte; also ward das Kochbuch bei Seite gelegt und indem sie mir zwei bis drei Seiten diktirte, hatte das Essen Zeit genug, in den Töpfen zu verbrennen oder vom Rauche so durchdrungen zu werden, daß kein Bissen zu genießen war. Milch, Butter und Brod blieben dann die einzige ressource . . . Zum Andenken an die ihr von mir geleisteten Dienste, wollte sie sich ein Jahr nachher durch eine Sekretärstelle bei ihrem Bruder, dem Minister von der Horst in Berlin, die sie mir antrug, dankbar beweisen. Ich bedachte mich nicht lange, sondern nahm das Anerbieten an, und eben darum forderte ich von dem Oberamtmanne meinen Abschied. Allein . . . ich hatte voreilig gehandelt. Die Frau von Dmpteda war mit ihrer Empfehlung bei ihrem Bruder zu spät gekommen. Die Stelle war schon besetzt und ich in großer Verlegenheit . . . Indessen erhielt ich bald neue Ausfichten.“

. Meisner nahm in der That eine ihm angebotene Hauslehrerstelle bei Ilfeld an und traf alle Anstalten zur Abreise. Seine Freunde wollten es kaum glauben.

Noch einmal besuchte er — der Tag der Abreise war schon bestimmt — das Liebhaberconcert, und schon wurde es ihm wehmüthig um's Herz, als er an alle Freuden dachte, die er hier genossen und an alle die guten Leute, die er vielleicht für immer verlassen sollte. Ein italienischer Sänger ließ sich mit einer zärtlichen Arie hören, welche den Schmerz der Trennung auf das rührendste ausdrückte, und Meisner, der die obligate Violoncellbegleitung dazu spielte, drückte seine eigenen Gefühle mit solcher wahren Empfindung dabei aus, daß nach dem Schlusse der Arie Dr. Schütte, andere Freunde und ein gewisser Magister Müller ihn stürmisch umringten und mit einer Stimme riefen: „Sie gehen nicht von uns, sie müssen in Bremen bleiben.“ Von diesem Beweise des Wohlwollens sich geschmeichelt fühlend gab Meisner nach und sagte in Jlfeld ab, obschon ihm damit in Bremen durchaus keine Stellung zugesichert war, so daß seine Mutter, welche eine Unbesonnenheit vermuthete, nicht umhin konnte, ihm zu schreiben: „Wenn du nur nicht etwa um eine Taube auf dem Dache den Sperling in der Hand hast fliegen lassen!“ was in der That der Fall war.

Indessen hatten seine Freunde wirklich im Sinne, ihn auf immer in Bremen festzuhalten. Vor der Hand war aber kein anderer Weg, als eine Lehrstelle an der Privaterziehungsanstalt des Magisters Müller anzunehmen. Da diese Stelle jedoch nicht so einträglich war, daß er ganz davon hätte leben können, versprachen seine Freunde, ihm so viele Privatstunden zu verschaffen, daß er ein herrliches Leben führen könnte. Auf diese Versprechungen und glänzenden Aussichten rechnend, bezog er eine elegante Wohnung, speiste in einem der ersten Gasthöfe und nahm

ohne Rückhalt an allen Vergnügungen seiner reichen Freunde und Bekanntschaften Theil, als ob er die schönsten Einkünfte bereits in der Tasche gehabt hätte.

Es wurde kein Concert, kein Ball, keine Theater-
vorstellung gegeben, ohne daß er dabei thätig war, und die Lust an diesen Zerstreuungen steigerte sich immer mehr, bis er endlich durch seine bedenkliche ökonomische Lage aus dem Taumel aufgerüttelt wurde, seinen Gewissens-
bissen Gehör schenkte und ein neues, eingezogenes und arbeitsames Leben begann. Manche Privatstunden, die er in Folge seines für einen Lehrer sehr unpassenden Mitmachens an allen Lustbarkeiten verloren hatte, wurden ihm wieder ersetzt und bald besserte sich seine Lage so, daß er von 6 Uhr Morgens bis Abends um 7 Uhr ohne Unterbrechung zu unterrichten hatte und sich bei diesem fleißigen und regelmäßigen Leben sehr wohl befand. Seine einzige Erholung in den freien Abendstunden blieb ihm die Musik. Endlich, nachdem er zwei Jahre in Müller's Institut gewirkt, verließ er dasselbe, weil er durch Privatstunden ungleich größeren pekuniären Vortheil fand, doch mit der größten Dankbarkeit gegen Herrn Müller, dem er, wie er selbst gesteht, es vorzüglich verdankte, daß er „nach und nach aus seiner betäubten Lage herauskam und überhaupt ein nützlicherer und besserer Mensch ward.“ Seit der Katastrophe blieb er noch zwei volle Jahre in Bremen und in diesen beiden Jahren ging eine totale Veränderung in seinem Denken, Dichten und Trachten vor.

So vergingen Meisnern die zwei letzten Jahre seines Aufenthaltes in Bremen unter Arbeit und im Genuß sanfter Freuden, auch hatte er nicht die Idee diese Stadt zu verlassen, wo er ein so ruhiges und vergnügtes Leben führte. Aber die anhaltende Arbeit fing an, auf seinen

Körper nachtheilig zu wirken und er fand es nothwendig, sich eine Erholung zu gönnen. Er entschloß sich daher zu einer Reise von etlichen Wochen nach Lüneburg, zu seinem jüngeren Bruder Wilhelm, der seit einiger Zeit sich dort aufhielt, um den Bau einer Kirche zu leiten. Er packte daher zusammen und reiste zu Fuß (November 1792) von Bremen ab.

Nach einem drei Wochen langen sehr vergnügten Aufenthalte in Lüneburg, wo sein Bruder ein sehr geachteter Mann war, wollte Meisner nach Bremen zurück; allein sein Bruder bewog ihn, mit ihm eine Fußreise nach Dresden zu machen. Da der Weg über Ilfeld führte, hatte er die Freude, seine Mutter und seine Schwestern nach siebenjähriger Abwesenheit wiederzusehen; die alten Freunde und Bekannten aber, welche ihm den Ort doppelt so lieb gemacht hatten, waren entweder todt oder fortgezogen, und auf allen Schritten wurde er an den geliebten Vater erinnert und sein Schmerz um den herben Verlust wieder erneuert. Da ihn Mutter und Schwester nach so langer Abwesenheit durchaus nicht wollten fortziehen lassen, ließ er Wilhelm allein nach Dresden ziehen und versprach ihm, auf seine Rückkehr zu warten. Aber auch seine Absicht, wieder nach Bremen zu gehen, mußte die besorgte liebende Mutter, die den Sohn gerne als Lehrer am Ilfelder Pädagogium gesehen hätte, vollständig zu verdrängen und er mußte, nachdem er schriftlich von seinen Bremer = Freunden Abschied genommen, sich entschließen, nach Göttingen abzureisen, um bei Heyne sich vorläufig als Kandidaten für eine vakant werdende Stelle in Ilfeld anzumelden. Es geschah dieß Ostern 1793.

Mit großem Fleiße hörte er wieder die Vorlesungen

seiner alten Lehrer an, benützte eifrig die vortreffliche Bibliothek, versäumte auch nicht, sich öfters beim Hofrath Heyne zu zeigen, um bei ihm in frischem Andenken zu bleiben. Endlich am Ende des Jahres 1795 trat die erwartete Vacanz in Zlfeld ein. Allein der Rektor Pätz (der oben erwähnte Conrektor) hatte es durch Verbindungen in Hannover so eingeleitet, daß sein Sohn, der in Hannover als Hauslehrer war, die Stelle erhielt, ehe Heyne etwas davon erfuhr. Indessen hatte der Letztere von Herrn von Wattenwyl in Bern, Landvogt zu Blankenburg, einen Brief erhalten, worin er um Recommendation eines Präzeptors gebeten wurde; er bot Meisner die Stelle an, die dieser auch sogleich und gerne annahm, weil ihm die Stellung in Zlfeld nie recht zugesagt hatte.

Ueber diese neue Wendung seines Schicksals lasse ich Meisner selbst reden. „Ich verließ mein Vaterland mit Schmerzen, weil ich von meiner Mutter, die ich aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Leben nicht hoffen durfte wiederzusehen, von meinen Geschwistern und so manchen guten Freunden scheiden mußte, ohne zu wissen, ob ich für das, was ich in ihnen verlor, Ersatz finden würde. In dieser Rücksicht allein that es mir weh, mein Vaterland zu verlassen. Was ich sonst für Ansprüche an mein Vaterland zu machen hätte, die glaubte ich in jedem andern Lande auch können geltend zu machen und vielleicht mit mehr Glück als dort. In der Schweiz zu leben, das hatte ich mir sonst schon oft so süß geträumt und nun, da ich auf dem Wege dahin war, lebten alle diese schönen Träume in meiner Seele wieder auf. So kam ich voll froher und süßer Erwartungen in Bern an.“

Die erste Zeit seines Aufenthaltes in Bern scheint

ihm nicht die angenehmste gewesen zu sein. Sein Tagebuch spricht hie und da davon, wie ungewohnt es ihm vorkam, im Lande der Freiheit die Schranken der Standesverschiedenheit, die kalten Bande der Convenienz und Ceremonie strenger zu finden, als er es in Deutschland gesehen hatte. In den wenigen Gesellschaften, die ihm anfangs offen standen, fühlte er sich daher unwohnlich und fremd. „Der große Unterschied in der hiesigen Lebensart und der unserigen,“ schreibt er, „der rauhe, ungesellige Ton, der in Bern und vorzüglich in unserem Hause eingeführt ist, schlug freilich meine Hoffnungen gleich anfangs sehr nieder — doch tröstete mich der Gedanke: Gewohnheit lehrt Alles ertragen, und ich blieb gelassen . . . Bei keinen von meinen Bekannten fand ich das, was ich brauchte — es sind recht gute Menschen darunter, aber — ich weiß es nicht anders auszudrücken — sie verstehen mich nicht.“ So wie er aber bekannter und einheimischer wurde, fand er bei den achtungswürdigsten Menschen verschiedener Stände die freundschaftlichste Aufnahme, fühlte sich nach und nach immer heimischer in seinem neuen Wirkungskreise und sah sich bald darnach um, sich ein den damaligen Verhältnissen Bern's entsprechendes Feld der Thätigkeit zu eröffnen und energisch Hand anzulegen, wo es am meisten Noth that. Dieses Feld war das der Erziehung.

Die französische Revolution mit all den Stürmen, welche sie in ihrem Gefolge auch in unser schweizerisches Vaterland mit sich führte, hatte in Bern alle früheren Verhältnisse in ihrem Innersten erschüttert; namentlich aber hatten die öffentlichen Unterrichtsanstalten unter den schweren Ereignissen jener wilden Zeit gelitten. Doch bereitete sich schon, noch mitten in den politischen Wirren

und den blutigen Scenen der letzten Jahre des Jahrhunderts, die Besserung vor, welche durch thätige und vaterlandsliebende Männer angestrebt wurde und wenige Jahre nachher zur Reorganisation des Schulwesens und zur Gründung der Akademie führte.

Von besonderer Vorliebe für den Unterricht der Jugend beseelt, gründete Meisner im Jahre 1799 ein Privatinstitut für Knaben, das er mehrere Jahre fortführte.

In dieses Jahr fällt auch Meisner's Verheirathung, über welche in seinem Tagebuch genugsam zu ersehen ist, daß sie mit Schwierigkeiten war verbunden gewesen, und Jedermann, der die damaligen sozialen Verhältnisse Berns einigermaßen kennt, wo eine scharfe Kluft Patriziat und Bürgerschaft von einander trennte, wird sich verwundern, daß die von Meisner errungene Verbindung möglich sein konnte. Im Hause des Hrn. v. Wattenwyl nämlich hatte Meisner Fräulein Luise von Steiger kennen gelernt, die Tochter des Landvogts Steiger von Zweisimmen, und bald hatte sich ein inniges Einverständniß eingestellt, das aber nur im Stillen durch geheimen Briefwechsel und kurze Augenblicke des Verkehrs genährt werden konnte, denn Meisner fühlte es nur zu wohl, daß der in der Familie streng beobachtete und überwachte Standesunterschied seinem Liebesglücke fast unüberwindlich entgegenstehe, und um so mehr, als er noch obendrein ein Ausländer war. Eine solche Mesalliance war damals kaum jemals erlebt worden. Indessen trösteten sich die Liebenden durch lebhaften Briefwechsel, zu welchem das Tagebuch den Anfang bildet, da es Meisnern angelegen war, seine Freundin mit seinen Familienverhältnissen, seinem früheren Lebensgange und seiner ganzen Denk- und

Gefühlart inniger bekannt zu machen. Sie hofften auf eine glückliche Erreichung ihrer Wünsche, welche die Zukunft und namentlich Meisner's eigene Persönlichkeit und seine durch Arbeit und redliches Streben errungene Stellung in der Gesellschaft ihnen wohl noch darbieten konnte.

Daß die Verhältnisse schwierig waren, beweist die vorhin angeführte Stelle des Tagebuchs, worin er von den Schranken des Standesunterschiedes spricht. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse besser; ein freundliches Geschick führte die Liebenden glücklich zusammen und 1799 feierte Meisner seine Verhehlung mit der Patriziers-tochter, welche ihn mit einer freundlichen Häuslichkeit beglückte, die aber nur wenige Jahre dauerte, da seine junge Frau ihm schon 1802 durch den Tod entrißen wurde.

Im Jahre 1805, in welchem die Reorganisation des Schulwesens und die Gründung der Akademie erfolgte, begann für Meisner eine neue Lebensperiode. Man mußte natürlicher Weise darauf bedacht sein, die Privatschulen aufzulösen, damit die Söhne der höheren Stände der Staatschule nicht entzogen würden, und dieß konnte nur durch Anstellung der Lehrer jener Schulen geschehen. So erhielt Meisner den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der neuen Anstalt, mit der Verpflichtung, an der sog. grünen Schule, d. h. dem Obergymnasium, den geographischen und naturhistorischen Unterricht zu ertheilen, und hatte somit die Stellung gefunden, in der er nicht nur mit neuen Kräften seine Lieblingsstudien verfolgen, sondern auch mit größerem Nachdrucke für das allgemeine Beste wirken und schaffen konnte, wobei er sogar sein Vermögen überschreitende pekuniäre Opfer nicht scheute. Dieses Amt, welchem bald darauf auch noch das Fach der Botanik

(freilich gegen Meisner's Wunsch, da er für dieses Fach nie einen rechten Geschmack empfand) hinzugefügt wurde, hat er mit gleicher Treue und Liebe bis an seinen Tod verwaltet.

Schon vor dem Antritte seiner öffentlichen Amtsthätigkeit hatte Meisner sich mit entschiedener Neigung zum Studium der Naturgeschichte gewendet, und namentlich die schweizerische Fauna in's Auge gefaßt. In Verbindung mit den Herren Prof. Studer (dem Vater des berühmten jetzigen Geologen Hrn. B. Studer) und Pfarrer Wytttenbach hatte er vorerst sich auf die Schmetterlinge verlegt, dann auf die übrige Entomologie, von da auf die Conchyliologie, wobei er sich nach und nach und namentlich in Folge mancher mit seinem Freunde Studer zu diesem Zwecke nach dem Wallis unternommenen Reise sehr reichhaltige Sammlungen anlegte¹⁾, und war so unvermerkt auf die übrigen Fächer der Zoologie, ja zuletzt mittelst der Petrefaktenkunde sogar auf die Geologie geführt worden. Diesem wissenschaftlichen Entwicklungsgange kam der Umstand zu Hülfe, daß im Dezember 1801 die Sprünglische Vögelsammlung durch einen Verein gemeinnütziger Bürger angekauft und zur öffentlichen Belehrung aufgestellt wurde²⁾. Diese Sammlung wurde seiner Aufsicht übergeben, von ihm wissenschaftlich bestimmt und geordnet, eigenhändig etikettirt, und bis an sein

1) Siehe in Meisner's naturwissenschaftlichem Anzeiger den Anfang einer schweizerischen Insektenfauna, das Verzeichniß der Schmetterlinge, wovon schon 102 Arten ihm bekannt waren.

2) Da diese Sammlung zuerst im Gebäude der Stadtbibliothek aufgestellt wurde, hieß man sie in Bern (eigenthümlicher Weise) die Vögelbibliothek; sie bildete den Anfang des Museums von Bern.

Lebensende war er unermüdtlich bemüht, sie zu vervollständigen und zu bereichern, zu welchem Behufe er zahlreiche Verbindungen mit Jagdliebhabern und Jägern, namentlich Alpenjägern, unterhielt. Auf diesem Wege gelang es ihm, auch von der Lebensweise der seltenern und damals noch weniger bekannten Alpenthiere genauere Kenntniß zu erlangen. Er hielt auch, wie sein Freund Studer, allerlei Thiere: Murmelthiere, Kauze, Eidechsen u. s. w. lebend mehrere Jahre in seinem Hause, um ihre Lebensweise zu beobachten und die Erwerbung der genannten Sammlung mag Meisnern bewogen haben, seine besondere Aufmerksamkeit der damals noch ziemlich vernachlässigten schweizerischen Ornithologie zu schenken, ein Unternehmen, woran er späterhin an dem gelehrten Dr. Schinz in Zürich einen tüchtigen Mitarbeiter fand. Beide Männer gaben auch im Jahre 1815 das wichtige Werk „die Vögel der Schweiz“ heraus. Außer der neuen wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der schweizerischen Zoologie, welche er angefangen und angeregt hat, gebührt ihm auch das Verdienst, manche Spezies zuerst genauer erforscht und bestimmt, und manche allgemein angenommene Ansichten berichtigt zu haben. Während man z. B. stets angenommen hatte, daß es zwei Arten Lämmergeier gebe, stellte er fest, daß der braune Lämmergeier nicht eine eigene Art, sondern nur das Junge des blaßgrauen sei. Ebenso vervollständigte und berichtigte er, was man von dem Steinbocke, den Alpenkrähen, Alpenbaumläufern, dem gemeinen Kauz, der Steinkrähe, Felsenschwalbe, hüffonischen Raubmöve, den Alpenhasen, von den Eidechsen und Schlangen wußte. In Königs Reise in die Alpen, 1814, gab er mit Studer außer einem Verzeichnisse der im Oberlande vorkommenden Thiere

noch eine gute Abhandlung über den Stollenwurm, der damals noch vieler Leute Phantasie beschäftigt zu haben scheint. Später beschäftigte er sich auch mit den fossilen Knochen, sammelte, untersuchte und bestimmte sie und führte Correspondenz darüber mit Cuvier. Als Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde ordnete er die seiner speziellen Aufsicht anvertraute öffentliche zoologische Sammlung auf eine streng wissenschaftliche Weise und gab 1804 ein Verzeichniß derselben im Drucke heraus¹⁾. „Man muß,“ sagt der Nekrolog des Herrn Dr. Brunner, „selbst Zeuge gewesen sein von der Unverdroffenheit und Beharrlichkeit, sowie der sich immer gleichen Gemüthsruhe dieses Mannes, um sie begreifen zu können jene prunklose Thätigkeit, welche keine der von dergleichen Leistungen fast unzertrennlichen Hindernisse einen Augenblick stören konnten, weil sie ihren höchsten Stolz darein setzte, daß unser naturhistorisches Museum den Rang, welcher ihm unter den Anstalten dieser Art zu Theil geworden, auch fernerhin rühmlich behauptete.“

Auch hatte sich unter stetem Sammeln auf Spaziergängen, Reisen und in Folge seiner ausgedehnten Bekanntschaften und Verbindungen seine eigene Privatsammlung sehr ansehnlich bereichert, so daß sie in Betreff mineralogischer und zoologischer Seltenheiten unter die ansehnlicheren und belehrendsten Privatkabinette der Schweiz gezählt wurde.

¹⁾ „Systematisches Verzeichniß der Vögel, welche die Schweiz entweder bewohnen, oder theils zu bestimmten, theils zu unbestimmten Zeiten besuchen, und sich auf der Bibliothek zu Bern befinden.“ Bern 1804. Auch ein

„Verzeichniß der Schweizer Insekten, von den Professoren Meisner und Studer bearbeitet.“ Bern.

Neben diesen wissenschaftlichen Studien, die sich ihm stets erweiterten, so daß er z. B. unter Anleitung des älteren Prof. Emmert sich auch noch im Seciren übte, um die vergleichende Anatomie mit der Zoologie zu verbinden¹⁾, nahm er noch den lebhaftesten und thätigsten Antheil an der Gründung und am Gedeihen wissenschaftlicher Gesellschaften.

Nachdem die allgemeine naturforschende Gesellschaft im Jahr 1815 durch Gosse in Genf angeregt, im darauf folgenden Jahre in Bern sich constituirt hatte, brachte er die weitläufig projektirte Organisation in eine Form, und benutzte hiezu die von verschiedenen Seiten her ausgesprochenen Gedanken; auch übernahm er die Sekretärstelle der Gesellschaft. Auch die bernische naturforschende Gesellschaft half er im nämlichen Jahre neu begründen²⁾ und hielt die erste wissenschaftliche Vorlesung in derselben. „Was er überdieß geleistet,“ sagt der schon angeführte Nekrolog, „davon liefern die Protokolle den einleuchtendsten Beweis. Was er ergriff, das ergriff er mit Energie, suchte sich alsobald darin zu orientieren und ließ nicht ab, bis er den philosophischen Zusammenhang klar aufgefaßt hatte. Mit unbefangenen nüchternem Urtheile

1) Siehe in Meisner's Museum der Naturgeschichte, Nr. 6, die Beschreibung der smaragdgrünen Eidechse aus dem Wallis mit einer Anatomie derselben durch Hoffstetter und vortrefflichen Abbildungen.

2) Der Nekrolog von Dr. Brunner braucht das Wort stiften — es ist dieß jedoch ein Versehen: schon 1786 hatte Pfarrer Wytttenbach in Bern die Gesellschaft vaterländischer Naturfreunde gegründet und 1802 nach einem ausgedehnteren Plane eingerichtet. Siehe Gbel's Anleitung die Schweiz zu bereisen, II. pag. 235 und Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens.

forschte er dabei stets nach Thatsachen, viel mehr als nach glänzenden Theorieen, und ließ sich auf diese bloß dann ein, wenn sie ihm durch Erfahrungssätze hinreichend erwiesen schienen. Er gehörte übrigens keineswegs zu den Bedanten, welche sich und ihre Ansichten für untrüglich halten und ihre einmal ausgesprochene Meinung nie zurücknehmen zu dürfen glauben, sondern gestand, als wahrer Gelehrter, seine Irrthümer mit der größten Unbefangenheit ein, sobald er eine richtigere Ansicht und Vorschläge eröffnen hörte.“

Die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften, die er gründete oder redigierte. Seit 1807 gab er ein mit Abbildungen versehenes, an neuen Angaben reiches Museum der Naturgeschichte in zwanglosen Hefen heraus. Er hätte gerne eine vollständige Naturgeschichte der schweizerischen Säugethiere und Vögel geliefert, allein buchhändlerische Schwierigkeiten, welche übrigens auch dem Museum und andern Zeitschriften nicht erspart waren, standen dem Unternehmen im Wege.

Zehn Jahre später, aufgemuntert durch mehrere angesehenere Mitglieder der allgemeinen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, entschloß er sich bei der Zusammenkunft in Zürich zur Herausgabe einer Zeitschrift, unter dem Titel „Naturwissenschaftlicher Anzeiger der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft,“ deren Bestimmung war, die Verhandlungen der Gesellschaft, sowie auch kürzere Aufsätze, Notizen und Anfragen ihrer Mitglieder aufzunehmen, und so einigermaßen das offizielle Blatt der Gesellschaft auszumachen. 1817—1823. Als Fortsetzung und letztes wissenschaftliches Unternehmen Meisner's erschienen 1824 und 25 die Naturwissenschaft-

Lichen Annalen in zwei Bänden. Ueberdies hinterließ er eine umfassende und fleißig ausgearbeitete naturgeschichtliche Beschreibung der Schweiz in Manuscript, circa 500 Seiten 8^o, welche er seinen Vorlesungen zu Grunde legte. Ueber die Tendenz dieser Vorlesungen spricht sich die Einleitung folgendermaßen aus: „So erfreulich und belohnend es für mich sein würde, wenn Einer oder der Andere von Ihnen, meine Herren, durch diese Vorlesungen veranlaßt würde, sich dem tieferen Studium der Naturgeschichte zu widmen, und durch seinen Fleiß einst als Forscher und Entdecker in dem weiten Felde der Natur aufzutreten, so kann es doch nicht mein eigentlicher Plan sein, Sie zu gelehrten Naturforschern bilden zu wollen . . . sondern sie sollen nach dem Plane der Vorgesetzten unserer Anstalt ein Mittel mehr sein zu Ihrer subjektiven Ausbildung und zur umfassenden Vorbereitung, wodurch Sie in den Stand gesetzt werden sollen, die Pflichten Ihres künftigen Berufs desto vollständiger zu erfüllen, Ihrem Vaterlande desto nützlicher zu werden und zugleich sich für Ihr Leben eine unverstiegbare Quelle der edelsten und reinsten Freuden zu eröffnen . . .“ Und nachdem er weitläufig und mit wahrer Ueberzeugung und Begeisterung von dem Nutzen und Genuße des Studiums der Natur gesprochen, fährt er fort . . . „Dieses Land, — die Schweiz — das durch seine Naturschönheiten das merkwürdigste Land unseres Erdtheils ist, Ihnen in Hinsicht auf die Merkwürdigkeiten näher bekannt zu machen, ist die Tendenz des ersten Theils dieser Vorlesungen . . . Sollte dieß Alles, was aus den fernsten Gegenden so viele Bewunderer herbeizieht, uns, die wir im Schooße dieses Paradieses leben und wohnen, unbekannt bleiben? . . . Der zweite Theil wird mehr in's Einzelne gehen,

und die Eigenthümlichkeiten der Schweiz in Hinsicht ihrer Produkte aus allen drei Reichen der Natur näher erörtern.“ Der erste Theil liegt vollständig vor, der zweite hingegen ist nicht vorhanden. Dieses Manuscript war die einleitende und allgemeinere Vorarbeit zur vollständigen naturgeschichtlichen Beschreibung der schweizerischen Thierwelt, deren Herausgabe wegen Mangels an Theilnahme unterbleiben mußte.

Außerdem verfaßte er noch Handbücher der Zoologie und Geographie zum Gebrauche der bernischen Schulanstalten, ferner chronologische und synoptische Geschichtstabellen, und einen Schulatlas, auf welchem die Namen nicht verzeichnet sind, damit, wie er meinte, die Schüler genöthigt würden, die Orte ihrer geographischen Lage nach, und nicht nur durch die Namen zu erkennen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit brachte ihn in vielfache gelehrte Verbindungen mit dem Ausland. Er war ordentliches Mitglied

der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena (1813),

der herzoglich Sachsen-Gothaischen und Meiningischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker (1813),

der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg (1817),

der kaiserlichen naturforschenden Societät zu Moskau (1818),

und correspondierendes Mitglied

der société des naturalistes in Genf (1804),

der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde (1808),

der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. (1822).

Außerdem stand er, wie es aus der hinterlassenen sehr großen Brieffammlung ersichtlich ist, in mehr oder weniger lebhaftem literarischem Verkehre mit Blumenbach, Lichtenstein (Professor der Zoologie in Berlin), Jurine (Entomolog und Arzt in Genf), Graf Hofmannseck in Berlin, Hübner in Augsburg, Röchlin in Mühlhausen, Dahl, Treitschke (dem Direktor des Theaters an der Wien, der den Text zu Beethoven's Fidelio bearbeitet, sich mit Entomologie beschäftigte und die „Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge“ verfaßt hat), Dohsenheimer (Hoffchauspieler ebendasselbst und Entomologe), Prof. Necker in Genf, Escher von der Linth, Sturm in Nürnberg, Sömmering in München, von Schreibers in Wien, Prof. Tiedemann in Heidelberg, Baron Temink in Amsterdam (Ornithologe und Gründer des Leidner Museums), Prinz Max von Neuwied, Cuvier, Brognart u. a. m.

Eine so vielfache Thätigkeit ließe sich kaum begreifen, wenn nicht von Allen, die ihn näher kannten, einstimmig überliefert wäre, wie rastlos er arbeitete und weiter strebte; er geizte mit der Zeit wie mit dem höchsten Gute und haßte den Müßiggang wie das verachtungswürdigste Laster. Er arbeitete auch mit ungemeiner Leichtigkeit. Seine Handschrift, ohne gerade schön zu sein, war angenehm und sehr leserlich, trotzdem daß er seine Gedanken mit erstaunlicher Schnelligkeit zu Papier brachte.

Das Verdienst, wodurch sich Meißner indeß vorzüglich dankende Anerkennung und liebendes Andenken in den engeren Kreisen seiner zweiten Heimath erworben hat, ist das um die Bildung und Erziehung der Jugend.

Wie wir oben gesehen, war sein erstes Unternehmen, nachdem er die Stelle eines Präzeptors aufgegeben, die Gründung einer Erziehungsanstalt für Knaben. Im Jahre 1805, als er die Professur der Naturgeschichte angenommen hatte, und die Reorganisation des bernischen Schulwesens war ausgeführt worden, hatte er seine Privat-
 anstalt aufgehoben — allein nur für kurze Zeit. Denn schon zwei Jahre darauf, 1807, eröffnete er sie wieder und führte sie fünf Jahre lang fort. Diese Anstalten waren zwar nicht von bedeutendem Umfange, indem sie selten mehr als zwanzig Zöglinge zählten, auch waren es meistens nur Söhne aus den höheren Familien, welche sie besuchten, allein aus den Namen eines Schultheißen Fischer, Försters von Tavel, Professors Jth, Landammann Simon, Oberst Simon, Professor B. Studer, welche darin erzogen wurden, und aus den angenehmen Erinnerungen, die alle Zöglinge aus demselben bewahrten, läßt sich schließen, daß Meisner's pädagogisches Wirken ein gesegnetes war. Wie aus einzelnen Angaben und Aussagen hervorzugehen scheint, huldigte er den seiner Zeit fast allgemein angenommenen Prinzipien Basedow's und Campe's, indessen bei weitem nicht so ausschließlich, daß er seinen eigenen pädagogischen Erfahrungen und daraus hervorgegangenen Ideen keine Anwendung gestattet hätte; im Gegentheil, es trat seine eigene Persönlichkeit, sein allseitiges Wesen, sein heiteres lebensfrohes Gemüth und liebendes Herz so sehr in den Vordergrund, er betrachtete sich so sehr als Freund und Vater der ihm anvertrauten Jugend, daß von der Durchführung eines von Außen her octroyirten pädagogischen Prinzips bei ihm eigentlich gar nicht die Rede sein kann. Die Biographie in den Alpenrosen sagt darüber Folgendes: „Als Lehrer

und als Erzieher bewies er vielseitige Fähigkeiten in mehreren Fächern, sowie eine ausgezeichnete Liebe zur Jugend und eine höchst glückliche Gabe, mit derselben umzugehen. Er wußte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und das gesteckte Ziel stets auf dem einfachsten Wege zu erreichen. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete er der Bildung des kindlichen Herzens, welcher er mit Recht einen sehr hohen Werth beilegte. Seiner besonders liebevollen Behandlung der Kinder gelang es, sie so an ihn zu fesseln, daß sie mit unbegrenztem Zutrauen den Weg zu ihrem Innern öffneten und ihn alle ihre Tugenden und Fähigkeiten, sowie ihre Schwächen und Mängel erkennen ließen. Jedes Kind konnte er daher genau beurtheilen, jedem die Arbeit nach seinem Vermögen zumessen, eines jeden Herz auf der empfänglichsten Seite ergreifen und eben dadurch auf jedes Gemüth um so kräftiger und nachhaltiger einwirken.“

Für die ihm ferner liegenden Unterrichtsfächer berief er Hülfslehrer, wie denn z. B. der vor wenigen Jahren verstorbene Philologe Jahn, durch ihn in die Schweiz gerufen, zuerst an seiner Anstalt wirkte, ehe er an der Universität Bern den Lehrstuhl des Lateinischen einnahm.

Nachdem Meisner sein zweites Knabeninstitut im Jahre 1812 aufgehoben, errichtete er drei Jahre später eine Anstalt für Mädchen, und da diese Stiftung ein wirkliches Bedürfniß war, indem die öffentlichen Anstalten und Töchterschulen in Bern damals noch Vieles zu wünschen übrig ließen, führte er sie mit großem Erfolge bis 1824 fort.

Dieser erzieherischen Thätigkeit verdankt nun die schweizerische Jugend die vielgelesenen, auch ins Französische übersetzten, und in der jüngsten Zeit zweimal neu

herausgegebenen Kleinen Reisen in der Schweiz¹⁾, eine auch von Erwachsenen gerne gelesene Schrift, welche seiner unwandelbaren Liebe zum Schweizerlande und zur Jugend entsprungen ist und welche von einem namhaften Pädagogen geradezu für eine der besten Jugendschriften für die schweizerische Jugend erklärt wird²⁾. Er hatte sich nämlich als Lehrer fast alljährlich die besondere Freude bereitet, mit seiner jungen Schaar an schönen Sonntagen bald kleinere, bald größere Ausflüge in nähere und entferntere Gegenden zu unternehmen. Von diesen beschrieb er die vier bedeutenderen, den in die Neuenburger Berge, zwei in's Berner Oberland und einen an den Lago maggiore; sie kamen seit 1801 in 4 Bändchen mit Kupfern vom verdienstvollen Berner Maler Lory geschmückt, zu verschiedenen Epochen heraus und wurden 1819—25 noch einmal aufgelegt. Ohne allen Aufwand rhetorischen Schmuckes, einfach, in naiver Gemüthlichkeit schildert er in diesen Bändchen die vergnügten Fahrten, welche er mit seinen munteren und lernbegierigen Schülern in die schönsten Gegenden der Schweiz machte, wobei er episodisch an den passenden Stellen theils naturhistorische, theils geschichtliche und andere Erläuterungen in so anziehender, klarer und volksthümlicher Form einzuschalten weiß, daß

1) Die eine Ausgabe unverändert in Bern bei Huber, 4 Bände, die andere etwas abgekürzt und neu bearbeitet durch Hrn. Rektor Straub in Baden, 1 Band, in Aarau bei Sauerländer.

2) „Obgleich für die Jugend geschrieben und noch immer ein beliebtes Lesebuch derselben, enthält das Buch viele wissenschaftliche Details, die man in Werken, die größere Ansprüche machen, vergebens sucht.“ B. Studer, Gesch. d. phys. Geogr. d. Schweiz. S. 520.

man von ferne nicht daran denkt, wie es sonst wohl bei moralisierenden oder didaktischen Jugendschriften zu geschehen pflegt, diese mehr lehrhaften Seiten zu überschlagen, sondern sie mit ebenso großem Interesse verfolgt, als die Erzählung selbst. Auch lieferte er als Mitarbeiter an dem vielgelesenen Taschenbuche „die Alpenrosen“ entweder Aufsätze über naturgeschichtliche Gegenstände, oder Reiseberichte über einzelne Gegenden des schweizerischen Hochgebirgs.

Wir sehr indessen das ausgedehnte Gebiet der Naturgeschichte und seine Lehrthätigkeit ihn in Anspruch nehmen mochten, so wenig verschloß er doch seinen Blick anderen Bestrebungen; auch die Kunst hatte an ihm einen begeisterten Jünger. „Durch seine Kenntnisse im Fache der bildenden Künste, denen er, wie wir oben gesehen, in früheren Jahren nicht ohne Erfolg vielen Eifer und Fleiß gewidmet hatte, durch seinen richtigen gebildeten Geschmack und immer regen Sinn für das Schöne der Kunst, war er auch in der bernischen Künstlergesellschaft ein eifriges Mitglied, das immer bemüht war, wenn auch indirekter Weise, zum Gedeihen des Vereines das Seinige beizutragen; sowie auch wieder der Umgang mit ausgezeichneten Künstlern und Kunstfreunden auf sein Gemüth sehr wohlthuend einwirkte und ihm manchen festlichen Tag, manchen frohen Abend gewährte . . . „Insbesondere,“ so lesen wir im biographischen Abrisse der Alpenrosen, „verdanken ihm Bern's Musikfreunde einen bedeutenden Dienst. Von früher Jugend an besaß er eine so unwiderstehliche Neigung zur Musik, daß er sich unermüdet bestrebte, in dieser Kunst etwas zu leisten, und in der That spielte er auch sein Lieblingsinstrument, das Violoncell, wenn auch nicht mit ungewöhnlicher Fertigkeit, doch mit so viel

ächtem Geschmacke, mit so wahrem, ansprechendem Ausdrucke, wie man es von Dilettanten wohl selten hören dürfte. Auf die Violine und das Forte-Piano verwendete er weniger Fleiß, aber in der Theorie der Musik besaß er die gründlichsten Kenntnisse, wovon sein reiner Geschmack, sein richtiges Urtheil und die wenigen, aber glücklichen Versuche im Componiren, die wir von ihm haben, genug Beweis geben. Auch würde er es ohne solche und ohne seine unverdrossene Thätigkeit schwerlich dahin gebracht haben, in Bern, wo er zwar Talente und Liebhaberei genug, aber den gründlichen musikalischen Sinn auf einer untergeordneten Stufe antraf, einen besseren Geist zu beleben und eine Vokal- und Instrumentalgesellschaft mitzubilden und zu reformieren, die bald die besten Musikwerke auf eine Weise ausführte, wie man sie vordem in Bern wohl kaum gehört hatte.“ Auch Dr. Brunner erwähnt dieser Bestrebungen: „Er war es, der den schlummernden Sinn für den gediegenen deutschen Chorgesang unter zweien Malen bei uns wiederum ansachte, und in der verhängnißvollen Krise der Tonkunst, als ein Zusammenfluß widerwärtiger Umstände gegen ihr Auskommen in unserer Vaterstadt verschworen schien, nebst einigen wenigen Musikfreunden den Muth nicht verlor, und stets mit einer besseren Zukunft tröstete, welche er denn auch erlebte und in vollen Zügen genoß.“

In seiner Familie war eine Aenderung eingetreten. Im Jahre 1802 hatte er seine Gattin, welche ihm eine Tochter und einen Sohn geschenkt hatte, verloren. Drei Jahre darauf war er zur zweiten Ehe geschritten mit Margaretha Fueter, einer lebenswürdigen Frau aus angesehenener bürgerlicher Familie. Sonderbarer Weise verwandelte sich Meisner's freundliches Verhältniß zur

Steiger'schen Familie in Folge dieser Heirath in ein etwas kühles; sie fühlten sich verlezt, daß der in ihren Stand Aufgenommene nun einer Bürgerstochter die Hand reichte. Indessen hob sich die Mißstimmung bald, als die junge Frau durch ihre Tugenden, ihr edles Gemüth und ihre hohen Geistesgaben Allen, die sie kannten, Achtung und Verehrung einflößte; namentlich wird hervorgehoben, mit welcher Liebe sie die zwei Kinder der ersten Ehe behandelte und pflegte und dem eigenen Kinde, einer Tochter, gleichstellte. Durch ihre Kenntnisse in der Musik vorzüglich, ihre Liebe zu dieser Kunst und ihr Talent im Gesang und im Spiel beglückte sie nicht nur ihren eben so musikalischen Gatten, sondern machte bald ihr Haus zu einem von allen Gebildeten sehr gesuchten.

Wie seit seiner Niederlassung in Bern seine äußere Stellung sich angenehm und ehrenvoll gestaltet hatte, so war ihm also auch das Glück geworden im Innern seines Hauses heitere Tage zu verleben. Genügsam bei dem bescheidenen Ertrage seiner Arbeitsamkeit, suchte er sein Glück nicht im Geräusche der Welt, nicht bei glänzenden Festen, sondern im stillen Kreise der Seinigen und vertrauter Freunde. Ein Freund der Geselligkeit, genoß er gern nach des Tages Geschäft den Abend mit denen, die sein Herz liebte und die wie er dachten und empfanden; auch machten ihn sein lebhafter Geist, sein feiner Wit, seine rege Phantasie und sein jugendlicher Frohsinn zum lebenswürdigsten Gesellschafter. Sehr oft, fast wöchentlich, wurde der häusliche Kreis auf eine ihm sehr angenehme Weise durch den Besuch der Lehrer erweitert, welche aus Fellenberg's Institut im nahen Hofwyl nach Bern herüber kamen, und sowohl die allgemeine Unterhaltung, als auch die musikalische Erheiterung unterstützten

und belebten; von diesen Männern sind besonders Ferd. Laur, Ferd. Huber, Kortüm, Griepenkerl und Schübler (Naturforscher) zu nennen, die in späteren Jahren noch stets mit Rührung an jene geselligen Abende zurückdachten. Auch die durchreisenden Fremden und Künstler von hohem Rufe wurden im Meisner'schen Hause herzlich aufgenommen, und Carl Maria von Weber, Konradin Kreuzer, Spohr, Mozart's Sohn, Mendelssohn, haben durch ihr Erscheinen jene bescheidenen häuslichen Konzerte beehrt. Mit Kreuzer und Spohr stand Meisner sogar in Correspondenz, mit ersterem mehr in freundschaftlichem, mit letzterem aber in ernstem und fleißig fortgeführten Briefwechsel. So bereitete er sich mannigfaltige Genüsse, freilich aber auch in Folge seiner großen Freigebigkeit und oft zu weit getriebenen Uneigennützigkeit manche Verlegenheit.

Gegen sein sechzigstes Lebensjahr nahmen Brustbeschwerden, Catarrhe und Verschleimungen, die ihn ziemlich oft befallen hatten, einen drohenderen Charakter an und aus jedem Anfälle trat er abgemagert und ermattet hervor. Im Lauf des Jahres 1824 warfen ihn verschiedene Anstrengungen, namentlich eine langwierige und gefährliche Krankheit seiner Gattin, auf das Krankenlager; eine Leberaffection mit typhösem Fieber gesellte sich zu der schon früher vorhandenen, verborgenen und nunmehr ausbrechenden Lungenschwindsucht, und am 12. Februar 1825 entschlummerte er sanft und schmerzlos in den Armen der Seinigen. Leider ward dem zärtlichen Vater der Trost nicht, seinen sehnlichst erwarteten Sohn, welcher damals nach vollendeten medizinischen Studien sich auf Reisen befand, und dessen Bild in den letzten Tagen

seines Daseins ihn unaufhörlich beschäftigt hatte, zu umarmen.

Weisner hatte sich nicht um das Schweizerbürgerrecht beworben. Erst sein in Basel niedergelassener und an der dortigen Universität wirkender Sohn erhielt das Basler- und somit das schweizerische Bürgerrecht.

Weisner war von langer, sehr hagerer Gestalt; seine Gesichtszüge, soweit sie aus zwei vorhandenen Bildnissen beurtheilt werden können, haben etwas überaus Freundliches, Wohlwollendes, Offenes und Heiteres.

Uebereinstimmend sind die Berichte derer, die Weisnern gekannt und ihm nahe gestanden, über seinen Geist, sein Herz und seinen Charakter. „Seelenruhe (so sprechen seine Biographen), Herzensgüte, Edelsinn waren die Grundeigenschaften seines Gemüths, die er von der Wiege bis zum Grabe im Innern trug, die ihn in keinem Sturme des Lebens verließen, die ihn in seinem Thun und Lassen leiteten. Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Menschenliebe und ein reines Bewußtsein gehen daraus hervor. Er kannte keinen Feind, weil er selbst Niemanden feind war. Er setzte das allgemeine Beste über seinen eigenen Vortheil und brachte jenem daher Opfer, die oft seine schwachen Kräfte überstiegen . . .“ „Seine Thüre stand immer offen für Gelehrte und Künstler, ihnen theilte er mit, was er hatte, ohne Rücksicht auf Gegendienst . . . Mit stiller anspruchloser Bescheidenheit über eigenes Verdienst, ertheilte er Lobsprüche denen, die solche zu verdienen schienen, ohne sich durch persönliche Rücksichten blenden zu lassen . . . Er war ein warmer, eifriger Verehrer der Natur; Kunst und Wissenschaft waren seine Lebenstendenz, und so schätzte er auch die Menschen nur nach dem Range des Geistes und Herzens, nicht nach

der Zahl ihrer Ahnen oder irdischen Güter. Daher seine freundliche Leutseligkeit, sein gerades ungekünsteltes Benehmen. Sein Frohsinn, sein heiterer Humor in Gesellschaft und auf Reisen, die bekanntlich der rechte Probierstein guter Laune sind, war unübertrefflich."

Wenn wir ein Gesamturtheil über Meisner uns bilden wollen, so dürfen wir nur sein Leben und Streben, wie es sich vor uns entrollt hat, in's Auge fassen. Meisner besaß sehr reiche Geistesanlagen, die sich von früher Jugend an für edle höhere Zwecke nach allen Seiten hin entwickelten. Diese natürlichen Talente und Anlagen bildete er durch einen unermüdlischen Fleiß und ein rastloses Vorwärtstreben aus und machte sie fruchtbar. Dazu war all sein Streben und Wirken gleichmäßig, harmonisch, edel und uneigennützig, es war gehoben und getragen von einer poetischen Seele, von einer recht innigen Liebe zur Natur, zur Kunst und zur Wissenschaft; dadurch wurde seine Wirksamkeit auch so erfolgreich und lebt er im Andenken derer, die ihn gekannt, noch stets fort.

Die erste biographische Skizze Meisner's ist von Dr. Brunner 1825 bald nach Meisner's Tode verfaßt worden; sie steht in Meisner's naturwissenschaftlichen Annalen und hebt namentlich seine Thätigkeit als Naturforscher hervor. Eine andere findet sich in den Alpenrosen von 1826; sie schildert vorzüglich Meisner's Charakter und Gemüth. Manche verdankenswerthen Angaben über Meisner gibt auch B. Studer in seiner Geschichte der physischen Geogr. d. Schweiz, Bern 1863. Siehe im Uebrigen die Quellenangaben im Bern. Taschenb. von 1853, pag. 262.

Dem Verfasser dieses Aufsatzes stand eine Selbstbiographie Meisner's zu Gebote, ein sehr schätzenswerthes, aber schon 1798 geschriebenes, 213 Seiten haltendes Manuscript in kl. 8^o. Die Benutzung dieser Quelle erklärt die größere Ausdehnung, welche Meisner's Jugendgeschichte gegenüber der spätern Zeit in der vorliegenden Arbeit erhalten hat. Als Meisner's Enkel konnte der Verfasser manche mündliche Mittheilung älterer Verwandten, besonders seines Vaters (Prof. in Basel) und einer Tante, verwerthen.
